

Gesundheit und Fürsorge

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich**

Band (Jahr): **78 (2011)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

7. Gesundheit und Fürsorge

7.1. Die Kranken- und Diakonissenanstalt Neumünster

Im 17. Jahrhundert entstanden auf katholischer Seite mehrere Schwesterngemeinschaften, etwa die Borromäerinnen und die Vinzenterinnen, die sich der Krankenpflege widmeten. Auf protestantischer Seite bestand nichts Gleichwertiges; der Spitaldienst wurde von «Lohnwärterinnen» versehen. Erst Mitte des 18. Jahrhunderts führte die Herrnhuter Brüdergemeinde für ihre Gemeindegliederinnen den Begriff «Diakonisse» ein.¹ Ihr Einsatz blieb jedoch auf den Gemeindebereich beschränkt. Das katholische Vorbild wurde auf protestantischer Seite bewundert. «Wir möchten im protestantischen Bereich ähnliche Kongregationen haben», schrieb die Zürcher «Hilfsgesellschaft» 1834.² Zur gleichen Zeit schuf Pfarrer Theodor Fliedner (1800–1864) in Kaiserswerth bei Düsseldorf den Prototyp der modernen Diakonissenanstalt. Die Anstalt als «Mutterhaus» bildete unverheiratete junge Frauen sowie kinderlose Witwen im Pflege- und Sozialbereich aus und delegierte sie in die verschiedensten Bereiche, etwa in die Gefangenenseelsorge, in Kleinkinderschulen, in Spitäler oder in Heimleitungen. Die Diakonissen eines Mutterhauses bildeten ungeachtet ihrer unterschiedlichen Einsatzbereiche eine Glaubens-, Lebens- und Dienstgemeinschaft, was äusserlich in einer einheitlichen Tracht zum Ausdruck kam.³ In vielerlei Hinsicht waren sie das protestantische Gegenstück zu katholischen Ordensschwestern: sie erhielten keinen Lohn, verzichteten auf eine eigene Familie, ordneten sich einer Leitung unter und waren dafür wirtschaftlich versorgt. Dem katholischen Gelübde nach einem Noviziat entsprach die «Einsegnung» nach einer «Probe». Allerdings war ein Austritt auch danach möglich. Das «Kaiserswerther Modell» machte Schule und wurde zum Zentrum eines Verbands von Mutterhäusern, die seit 1861 jährlich eine Generalkonferenz abhielten.⁴ 1913 umfasste die «Kaiserswerther Kongregation» 22'000 Diakonissen in 88 Häusern. Daneben gab es freikirchliche Diakonissenanstalten, die Kaiserswerth nicht angeschlossen waren. Nach dem Vorbild von Kaiserswerth entstanden in der Schweiz 1842 in Echallens, 1844 in Bern und 1852 in Riehen bei Basel Diakonissenanstalten. Um 1940 gab es in der Schweiz zwölf Diakonissenhäuser.⁵

7.1.1. Entstehung und Aufbau

1856 wurde die Idee, eine eigene Diakonissenanstalt zu gründen, in der Zürcher Evangelischen Gesellschaft aktuell. Einerseits war seit diesem Jahr eine Diakonisse aus Riehen in Zürich als Gemeindepflegerin tätig,⁶ andererseits hatte der junge Neumünsterpfarrer Georg Rudolf Zimmermann auf seiner Hochzeitsreise Fliedner einen Besuch in Kaiserswerth abgestattet und war von dessen Werk begeistert. Im Kreis der



Die erste Oberschwester Anna Sieber (1827 bis 1860) stammte aus einer Familie, die der Herrnhuter Brüdergemeine angehörte. Sie wurde im Diakonissenhaus Riehen ausgebildet. (Quelle: Baumgartner, S. 12)

Evangelischen Gesellschaft fand er Unterstützung. Am 16. Februar 1857 beschloss diese, eine «Kranken- und Diakonissenanstalt» zu gründen, die Personen aufnehmen sollte, die weder im Kantonsspital Aufnahme fanden noch zu Hause gepflegt werden konnten. Man band also, was nicht überall der Fall war, das künftige Mutterhaus an ein bestimmtes künftiges Spital. Zwar hatte Zürich seit 1842 ein neues Kantonsspital, doch bot dieses nicht genug Platz für alle potenziellen Patienten an. Zudem hatte es kein ausgebildetes Pflegepersonal und bildete auch keines aus. Der Pflegedienst wurde vielmehr von angelernten «Wärtern» und «Wärterinnen» ausgeführt, die miserabel bezahlt waren und dementsprechend häufig wechselten.⁷ Die Diakonissenanstalt war die erste Institution in Zürich, an der Krankenpflege gelehrt wurde.

Nach längerem Suchen fand die Evangelische Gesellschaft in der Nähe der Kirche Neumünster ein grosses Areal, das auch spätere Erweiterungen ermöglichte. Am 30. November 1858 konnte das erste Spitalgebäude eingeweiht werden. In vier Sälen und einigen Einzelzimmern fanden 30 Kranke Platz, die von einem leitenden Arzt und acht Diakonissen, darunter einer Oberschwester aus Riehen, betreut wurden. Wie bei den anderen Zweigwerken der Gesellschaft waren Mission und Diakonie miteinander verbunden. Natürlich ging es darum, Krankheiten zu heilen oder doch zu lindern. Es ging aber auch darum, den Patientinnen und Patienten zu zeigen, dass ihre Krankheit eine von Gott verordnete Prüfung war und dass die leibliche Besserung mit der seelischen einhergehen musste. Heilung war auch ein Näherkommen zu Gott. Und



Diakonissen auf dem Weg zur Erholung in einem der drei Chalets auf dem Uetliberg (um 1900).
(Quelle: Sammlung H. Waldburger)

es ging schliesslich darum, die Sterbenskranken dazu zu führen, im Glauben zu sterben. Jeden Tag fand eine Morgen- und eine Abendandacht statt, jeder Patient wurde einmal wöchentlich von einem Geistlichen besucht. Die Diakonissen erhielten auch eine seelsorgerliche Ausbildung.

Die «Kranken- und Diakonissenanstalt der Evangelischen Gesellschaft in Neumünster» hatte drei Aufgaben. Sie bildete Diakonissen aus, führte ein Spital, delegierte ausgebildete Diakonissen an ähnliche Stellen und schloss mit den entsprechenden Institutionen Verträge ab. Je mehr die Zahl der Diakonissen den eigenen Personalbedarf überstieg, desto wichtiger wurde der dritte Bereich. Geleitet wurde die Anstalt von einem Vorstand, dessen Mitglieder vom Zentralkomitee ernannt wurden. Der Vorstand setzte den leitenden Arzt und die Oberschwester ein. Diese wiederum arbeitete, was die Ausstattung des Spitals und die Führung der Diakonissen anbetraf, mit dem «Damenkomitee» zusammen.⁸ Die Diakonissen wählten einen Schwesternrat, der beim Vorstand ein Anhörungsrecht hatte. Einen hauptamtlichen «Vorsteher» erhielt die Anstalt erst 1883 mit Pfarrer Carl Brenner-Burckhardt. Ein kaufmännischer Verwalter wurde 1930 eingesetzt. 1922 fusionierten der Vorstand und das Damenkomitee zur «Direktion», die nun aus sieben Herren, sechs Damen, der Oberschwester und den beiden Pfarrern bestand.

Die Kranken- und Diakonissenanstalt war personell und finanziell das bedeutendste Zweigwerk der Evangelischen Gesellschaft. Das zeigte sich darin, dass die erste Gar-

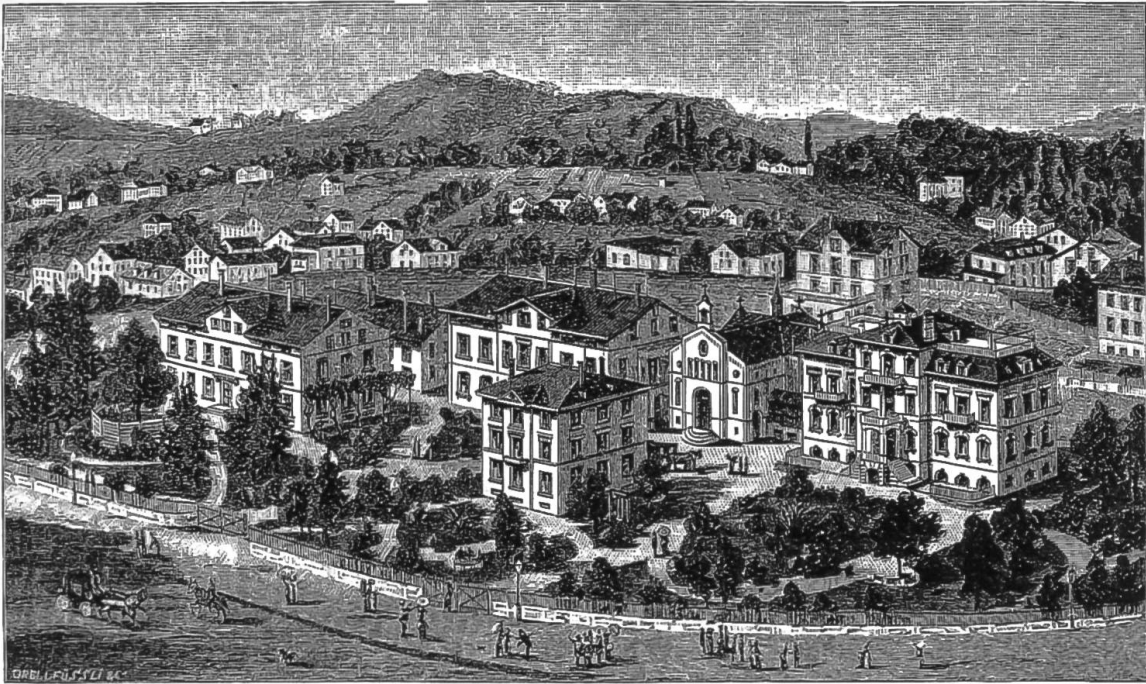
de der Gesellschaft im Vorstand sass und dass dieser bis zum Zweiten Weltkrieg eine Domäne des altzürcherischen Grossbürgertums blieb. Vorstandspräsidenten waren nach dem ehemaligen Antistes Johann Jakob Füssli Stadtpräsident Heinrich Mousson, der starke Mann Diethelm Hofmeister, Fraumünsterpfarrer Georg Rudolf Zimmermann und Eduard Usteri-Pestalozzi, der gleichzeitig Präsident der Gesellschaft war.⁹ Im Damenkomitee traf man grossteils die Ehefrauen von Mitgliedern des Vorstands oder des Zentralkomitees, etwa Anna Maria Usteri-Pestalozzi, Anna Johanna Meyer-Usteri, Julie Pestalozzi-Wolfensberger, Dorothea Rahn-Irmiger und Emilie Rahn-Schläpfer.

7.1.2. Weibliche Berufung

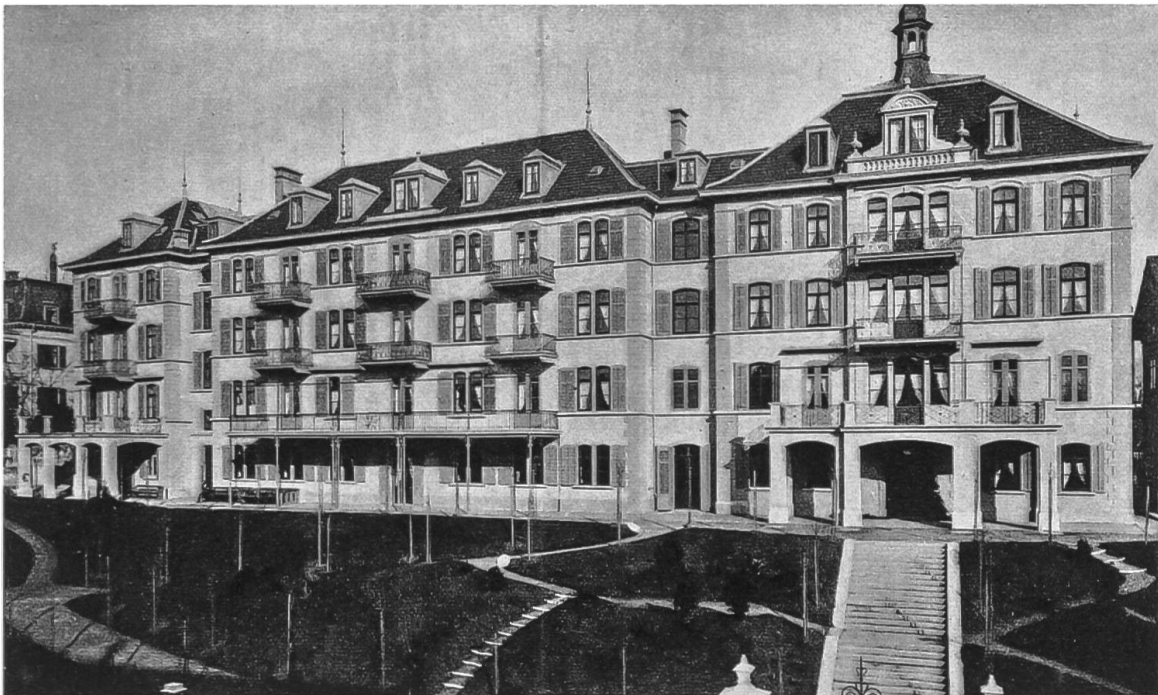
Wer gemäss dem Reglement von 1876 Diakonisse werden wollte, musste 18–40 Jahre alt sein, sich «der Gesundheit des Leibes und Heiterkeit der Seele» erfreuen und «Kenntnisse in häuslichen Arbeiten und Elementarfächern» haben. Sie hatte ihre Arbeit als Dienst an Gott zu verstehen und daher «stets gerüstet zu sein gegen die listigen Anläufe der vielen Feinde in und ausserhalb ihr». Disziplin war angesagt: «Ohne Wissen und Erlaubnis der Oberschwester darf keine Schwester ausgehen.»¹⁰

Die angehende Diakonisse hatte zunächst die «Vorprobe», die 1858 mindestens sechs Wochen, 1908 maximal ein Jahr dauerte, zu bestehen. In dieser Zeit sollten sowohl sie selbst wie auch die Leitung feststellen, ob sie sich für diesen Beruf eignete. Es folgte die «Probe», welche zu Beginn ein Jahr, um 1900 drei Jahre, später bis zu sechs Jahre währte. In dieser Zeit erfolgten die Ausbildung durch den leitenden Arzt und die älteren Schwestern, sowie die innere Abklärung, ob man sein Leben als Diakonisse verbringen wolle. Die Ausbildung beinhaltete praktische Krankenpflege und allgemeinbildende Fächer. Sie wurde mit der Zeit ausgebaut; 1930 betrug die totale Unterrichtszeit 260 Stunden. Seit 1927 gab es eine Abschlussprüfung, die aber nicht mit dem Ende der Probe identisch war.¹¹ Die «Probe» wurde mit der «Einsegnung» abgeschlossen. Die eingeseignete Diakonisse konnte auch auf einer Aussenstation, etwa als Gemeindepflegerin, eingesetzt werden. Ein Austritt war auch nach der «Einsegnung» möglich, sollte aber nur aus triftigen Gründen erfolgen. Umgekehrt konnten «unwürdige» Diakonissen aus disziplinarischen Gründen entlassen werden, was offenbar nur selten vorkam.

Der Tagesablauf einer Diakonisse war streng. Sie stand im Sommer um 5 Uhr, im Winter um 5.30 Uhr auf. Nach dem Frühstück folgte um 6.30 Uhr beziehungsweise 7.00 Uhr die Morgenandacht. Unterbrochen durch das Mittagessen folgte dann bis zum Abendbrot um 19.30 Uhr die Arbeit. Der Tag schloss mit der Abendandacht um 21.00 Uhr; eine Stunde später war Bettruhe. Speziell geregelt war die Nachtwache. Als nach dem Ersten Weltkrieg der generelle Achtstundentag zur Diskussion stand, erklärte die Leitung der Anstalt, man lehne sowohl den Acht- wie den Zehnstundentag und überhaupt jeden Schichtbetrieb ab. Die Arbeit müsse einfach «erträglich» sein. Immerhin gebe es «regelmässige Freihalbtage»¹² und «gelegentlich ganze freie Tage» sowie ein Taschengeld.¹³ Dass die «Erträglichkeit» des Öfters überschritten wurde, musste Direktor Robert Baumgartner 40 Jahre später einräumen: «Die Menschlichkeit erfordert, dass ihre [der Diakonissin] Kräfte nicht mehr ausgebeutet werden, wie das leider viel zu lange der Fall war.»¹⁴



Das «Neumünster»-Areal um 1889. Ganz links das erste Spitalgebäude (später Schwesternhaus, erbaut 1858), dahinter ein Ökonomiegebäude (1858). Rechts von diesem das zweite Spitalgebäude (1865), vor diesem ein Verwaltungsgebäude («Hotz'sches Haus», 1875 gekauft). Hinter diesem die Kapelle (1886) mit Verbindungstrakt (1894 zum Operationssaal erweitert) zum dritten Spitalgebäude (errichtet 1886, 1895 aufgestockt). (Quelle: Zentralbibliothek Zürich, Chronik Neumünster)



Das 1902/03 erbaute vierte Spitalgebäude zwischen der Minerva- und der Heliosstrasse. (Quelle: Baugeschichtliches Archiv, Zürich, DMP-17382)

Das Diakonissengelübde

«Wollet ihr als Dienerinnen Jesu Christi mit Gehorsam, Willigkeit und Treue die Pflichten zu erfüllen suchen, die Gottes Wort für den allgemeinen Christenberuf, und die Ordnung unseres Mutterhauses für den Diakonissenberuf vorschreibt? Wollet ihr insbesondere dem Herrn, der uns bis in den Tod geliebt hat, euch weihen zu treuem Dienst im Grossen und Kleinen, mit Selbstverleugnung, Demut und Liebe, dass ihr in den Hilfsbedürftigen Ihm dienet, und trachtet zu tun, was vor Ihm wohlgefällig ist?» – «Ja, Gott helfe uns!»¹

1 Zitiert nach Baumgartner, S. 101.

Grosszügiger war man bei der Ferienregelung. Bereits 1876, als dies in der Arbeitswelt noch kaum üblich war, hatten die Diakonissen pro Jahr ein bis zwei Wochen Ferien, ab 1922 gab es vier Wochen. Oft hatten die Diakonissen lange Erholungsurlaube nötig, denn ihre Arbeit war ungesund. Infektionen, vor allem durch Typhus und Tuberkulose, waren häufig. 1918 erkrankten 154 Schwestern, ein Drittel der Bestands, an der Spanischen Grippe. 1873 waren, nach 15-jähriger Betriebszeit, von den bis dahin eingetretenen 94 Schwestern bereits elf gestorben. Die erste Oberschwester erlag 1860 im Alter von 33 Jahren dem Typhus. Zumindest vor dem Ersten Weltkrieg war die Lebenserwartung einer Diakonisse im Vergleich zur Gesamtbevölkerung unterdurchschnittlich. Im Berichtsjahr 1911/12 starben elf Schwestern im Durchschnittsalter von 53 Jahren nach einer durchschnittlichen Dienstzeit von 28 Jahren. Sie waren also – im Mittel – 1883 im Alter von 25 Jahren eingetreten. In diesem Jahr hatte eine 25 Jahre alte Frau im Durchschnitt 37 Lebensjahre vor sich, neun mehr als eine Diakonisse.¹⁵

Diakonisse wurde man in der Regel im Alter von 20–30 Jahren. Die angehenden Schwestern stammten meist aus bescheidenen Verhältnissen und kamen aus ländlichen Gebieten des Kantons Zürich, der Ost- und der Nordwestschweiz. Von den 327 Schwestern im Jahr 1908 stammten 154 aus dem Kanton Zürich, aber nur 9 aus der Stadt. Meist hatten sie zuvor in Haushalten gearbeitet, einige auch in Fabriken. Zwischen 1858 und 1889 verzeichnete man im Schnitt sechs Eintritte pro Jahr, zwischen 1890 und 1918 23, zwischen 1919 und 1945 22. Neben den Todesfällen gab es auch Austritte. Zwischen 1858 und 1908 trat jede fünfte Schwester während der Vorprobe und jede achte während der Probe aus. Auch von den eingesegneten Schwestern verliess jede achte die Anstalt nach unterschiedlich langer Dienstzeit; Gründe dafür waren etwa Heirat oder die Pflege von Familienangehörigen. Nach dem Ersten Weltkrieg nahm die Zahl der Austritte zu, sodass die Gesamtzahl der Schwestern trotz gleich bleibender Eintritte nur noch langsam wuchs.

Trotz Todesfällen und Austritten wuchs die Zahl der Diakonissen. Betrug die jährliche Zunahme zwischen 1861 und 1880 durchschnittlich drei, so belief sie sich zwischen 1881 und 1900 auf acht, zwischen 1901 und 1920 auf zehn und zwischen 1921 und 1940 immerhin noch auf etwas über fünf. 1887 wurde die Marke von 100 überschritten, zehn Jahre später jene von 200. Am Ende des Ersten Weltkriegs zählte man 443 Schwestern, am Ende des Zweiten Weltkriegs 575, womit allerdings das Ma-

ximum erreicht war. Längst nicht alle arbeiteten im Spital selbst. Bereits 1869 gab es vier «Aussenstationen». Um die Jahrhundertwende hatten sich diese auf 75 vermehrt: 106 Schwestern arbeiteten in 28 Spitälern, 37 waren auf 32 Gemeindepflegestationen tätig, 17 in verschiedenen Anstalten und 10 in der privaten Krankenpflege. Im Spital selbst waren etwa 60 Schwestern beschäftigt; neben ihnen gab es dort etwa 20 Gehilfen und Dienstboten. 1958 bediente die Diakonissenanstalt neben dem eigenen Mutterhaus, dem Spital und den Filialbetrieben wie den Altersheimen (total 162 Schwestern) 15 Spitäler, 3 Sanatorien, 6 Altersheime, 51 Gemeindekrankenpflegen und 15 andere Institutionen mit Personal (total 274 Schwestern). Zu den Letzteren gehörten etwa Kinderkrippen, Kindergärten, das von Mathilde Escher gestiftete «Magdalenenheim»¹⁶ oder das von Frau Luise Escher-Bodmer 1894 gegründete Heim «Mariahalde», die «Martin-Stiftung» für geistesschwache Kinder in Erlenbach.¹⁷

Nach dem Zweiten Weltkrieg ging die Zahl der Diakonissen rasch zurück. Zwischen 1946 und 1957 gab es pro Jahr noch durchschnittlich elf Eintritte, danach fast keine mehr. Der wirtschaftliche Aufschwung, der auch Frauen aus einfachen Verhältnissen Aufstiegschancen bot – etwa als freie Krankenschwestern –, der schwindende Bezug zur Religion und die klösterliche Lebensweise trugen dazu bei.¹⁸ 1968 gab es noch 453 Diakonissen, von denen ein Drittel im Ruhestand lebte. 1994 beschloss die letzte ihre Arbeitstätigkeit im Spital.¹⁹ 2007 gab es noch 86 Diakonissen, davon zwei Probeschwestern.²⁰

Unter diesen Umständen musste eine Aussenstation nach der anderen schliessen. Im Spital selbst kamen mehr und mehr «freie» Schwestern zum Einsatz. Bereits kurz nach 1880 hatte man neben Diakonissen auch «Freie» ausgebildet, allerdings nur wenige. Das änderte sich in der Zwischenkriegszeit, vor allem aber nach dem Zweiten Weltkrieg.²¹ 1948 waren mehr «freie» Schwestern als Diakonissen in der Ausbildung, 1957 betrug das Verhältnis 54 zu 11. Zwischen 1858 und 1960 bildete die Anstalt 1590 Diakonissen und 550 «freie» Krankenschwestern aus, die Letzteren vor allem in den letzten Jahrzehnten.²² Der Rückgang der Zahl der Diakonissen brachte es mit sich, dass «freie» Schwestern nicht nur ausgebildet, sondern auch angestellt werden mussten, selbstverständlich zu den branchenüblichen Löhnen. 1958 bestand bereits ein Drittel des Pflegepersonals aus «freien» Schwestern.²³ In den oberen Stufen der Hierarchie dominierten indessen noch lange die Diakonissen; 1964 stieg erstmals eine «freie» Schwester zur Stationsschwester auf. Bis 2007, als der Kanton Zürich die Ausbildung völlig neu organisierte, wurden im «Neumünster» Pflegerinnen ausgebildet.²⁴

7.1.3. Institutionelles Wachstum

Zwischen 1858 und 1908 errichtete die Evangelische Gesellschaft auf dem «Neumünster»-Areal vier Spitalgebäude.²⁵ Hinzu kamen ein Ökonomiegebäude, eine Kapelle, ein Operationssaal und ein Pfarrhaus. Drei bestehende Häuser wurden für die Verwaltung, das Personal und für Chronischkranke gekauft.²⁶ Die beiden ersten Spitalgebäude wurden, nachdem sie durch neue ersetzt worden waren, als Schwesternhäuser genutzt. 1870 erhielt man Anschluss an die städtische Wasserversorgung – zuvor hatte man sich an einem Brunnen bedient –, 1881 wurde die Gasbeleuchtung eingeführt. Ausserhalb

des «Neumünster»-Areal besass man seit 1896 das «Konradstift» in Kilchberg, eine Schenkung des Dichters Conrad Ferdinand Meyer, das für Chronischkranke und Rekonvaleszenten gebraucht wurde.²⁷ 1907/08 wurde, ebenfalls aufgrund einer Schenkung, das Krankenhaus Rehalp «für Unheilbare» erbaut.²⁸

Das Krankenasyll war eine Universalklinik; ausgeschlossen waren allerdings Geburtshilfe, Pocken, Syphilis und Geisteskrankheiten. Im Prinzip war es für Männer, Frauen und Kinder offen. Die Praxis sah zunächst anders aus. Das erste Spitalgebäude bot Platz für 24 Frauen und 6 Kinder. Die Behandlung von Männern war nicht nur eine Raum-, sondern auch eine ideologische Frage: Sollten und konnten Diakonissen Männer pflegen? Indessen zeigte der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71, dass viele Verwundete nur dank weiblicher Hilfe überlebt und die Helferinnen dadurch keinen moralischen Schaden genommen hatten. So entschloss man sich, einen «Männersaal» einzurichten.²⁹ Die Männer bildeten allerdings noch lange eine Minderheit unter den Patientinnen und Patienten; um 1880 waren es 20 Prozent. Nach der Gründung eines Kinderspitals im Kanton Zürich 1874 blieben Kinder als Patienten weitgehend aus. Insgesamt wuchs aber die Zahl der Patienten. Hatte man 1859/60 212 Kranke behandelt, so waren es 1903 862 und 1929 2000. Die Zahl der Patiententage stieg in der gleichen Zeit von 20'400 auf 55'000. Die Verweildauer der Patienten nahm ab. Betrug sie zur Gründungszeit noch drei Monate, so waren es um die Jahrhundertwende noch anderthalb und 1929 noch ein Monat.

Zu einem zweiten Standbein der Diakonissenanstalt neben der Klinik wurden die Altersheime. 1868 schenkte Heinrich Schulthess-von Meiss (1813–1898) der Evangelischen Gesellschaft sein Gut «Wäldli», ein an der heutigen Asylstrasse gelegenes, im 18. Jahrhundert erbautes Landhaus mit beträchtlichem Umschwung.³⁰ Hier fanden zunächst zwölf «Pfründner» Platz, die dafür pro Jahr 200–500 Franken zahlten. 1880 erbaute die Gesellschaft auf dem Areal das heute noch bestehende «Neue Wäldli» an der Hottingerstrasse, sodass in der ganzen Anlage etwa 60 Personen untergebracht werden konnten. Das «Alte Wäldli» wich 1954/55 einem Neubau, dem «Schulthess-von Meiss-Stift», der gut 50 Jahre später wiederum einem grösseren und moderneren Nachfolger Platz machen musste. Dieser bildet heute zusammen mit dem nicht mehr ganz neuen «Neuen Wäldli» und dem 1976 an der Freiestrasse errichteten «Sunnepark» das «Alterszentrum Hottingen». Bereits 1875 hatte die Anstalt eine «Wohnstätte für ältere Damen» eingerichtet, zunächst im «Hotz'schen Haus», später im «Hubmann'schen Haus». 1910 bot sich die Chance zu einer Verbesserung des Komforts. Die Erbinnen des Tabakpflanzers Carl Fürchtegott Grob-Zundel schenkten die Villa «Patumbah» mit ihrem grossen Park der Kranken- und Diakonissenanstalt, die hier ein gehobenes «Damenstift» einrichtete.³¹ 1975/77 wurde dieses aufgehoben und die Villa samt Park der Stadt Zürich abgetreten.

Der Betrieb und der Ausbau der Kranken- und Diakonissenanstalt mussten finanziert werden. Innerhalb dieses Zweigwerks der Gesellschaft führte der Quästor bis zu sieben verschiedene Kassen. Neben der wichtigsten, welche die eigentliche Anstalt betraf, gab es eine besondere «Schwesternkasse», aus der vor allem Kuren und Ferien der Diakonissen finanziert wurden, sowie solche für das Schwesternheim Obermeilen, das Konradstift, das Krankenhaus Rehalp, die Altersheime sowie das «Damenstift» in der Villa «Patumbah».



Die Villa «Patumbah» wurde unter der Führung der Diakonissenanstalt zunächst zum Erholungsheim, dann zum Altersheim. (Quelle: Knellwolf, S. 86)

Erstellt man aus allen Kassen zusammen eine Erfolgsrechnung, so ergibt sich ein eindruckliches Wachstum. Betrug der Umsatz 1861/62 19'000 Franken, so belief er sich 1900/01 auf 274'000 Franken und 1929 auf 1,33 Millionen Franken. 1861/62 stammten 60 Prozent der Einnahmen aus Schenkungen, 1900/01 23 Prozent (63'000 Franken) und 1929 6 Prozent (80'000 Franken). In diesen Zahlen sind grosse einmalige Zuwendungen, etwa in Form von Liegenschaften, nicht enthalten.³² Dank solcher Spendefreudigkeit konnten die Kosten für die Neubauten relativ rasch abgetragen werden. Schon beim Beginn des Baus eines neuen Spitalgebäudes war jeweils ein Viertel bis die Hälfte der Ausgaben gedeckt. Die Vermögensbilanz liess sich daher sehen: 1890/91 wurden die Aktiven mit 1,12 Millionen Franken bewertet – wovon 0,9 Millionen Franken auf die Liegenschaften entfielen –, die Passiven mit 0,3 Millionen Franken, fast ausschliesslich Hypotheken. 1929 betragen die Aktiven 4,9 Millionen Franken, wovon 4,5 Millionen Franken auf Immobilien entfielen, die Passiven 0,72 Millionen Franken, wovon 0,65 Millionen Franken Hypotheken. Nicht in dieser Rechnung enthalten waren verschiedene Fonds in der Höhe von insgesamt 1,9 Millionen Franken.

Die wichtigste «Teil-Kasse», jene der Kranken- und Diakonissenanstalt, deckte ihre Kosten durch Schenkungen, durch die «Kostgelder» der Patienten und durch die Zahlungen all jener Institutionen, die von den Dienstleistungen auf Aussenstationen profitierten. In der Regel wurden Überschüsse erwirtschaftet, die etwa der Schwesternkasse zugute kamen oder in besonderen Fonds für ausserordentliche Investitionen

angelegt wurden. Die «Kostgelder» waren, an heutigen Verhältnissen gemessen, bescheiden. Bei der Gründung zahlten Patienten in den Sälen 2–4 Franken pro Woche, in den Einzelzimmern 2 Franken pro Tag. 1885 schwankte der Preis je nach Unterbringung zwischen 5 Franken pro Woche und 5 Franken pro Tag. Selbst 1917 betrug der billigste Tarif noch 1 Franken pro Tag.

Je zahlreicher die Aussenstationen wurden, desto wichtiger wurden die daraus resultierenden Erträge. 1910/11 machten sie 42 Prozent, 1920/21 52 Prozent aller Einnahmen aus. Zusammen mit den Kostgeldern generierten sie zwei Drittel bis vier Fünftel der Einkünfte. Der Rest wurde durch Schenkungen gedeckt. Die Altersheime waren durch die Zahlungen der Insassen und durch Spenden im Wesentlichen selbsttragend.

7.1.4. Vom Zweigwerk zur selbständigen Stiftung

In den 1920er-Jahren hatte sich die Leitung der Kranken- und Diakonissenanstalt mit steigenden Kosten, einer Modernisierung und einem allfälligen Ausbau zu beschäftigen. Bald erkannte man, dass dafür an Ort und Stelle zu wenig Platz vorhanden war. Nachdem anstelle des verstorbenen Eduard Usteri 1929 Heinrich Mousson³³ den Vorsitz im Vorstand übernommen hatte, fiel der Entscheid, die Anstalt ganz auf den Zollikerberg zu verlegen.³⁴ Hier konnte man ein Gelände von 74'000 Quadratmetern zu einem Quadratmeterpreis von 5–10 Franken erwerben. Später kamen weitere 36'000 Quadratmeter hinzu. Das bisherige Areal hatte 16'000 Quadratmeter umfasst.

Der Neubau kostete unter Einschluss des Landerwerbs 9,25 Millionen Franken. Kanton und Stadt steuerten dazu je 1 Million Franken bei, durch Spenden kamen 750'000 Franken zusammen. Das bisherige Areal wurde teils an die Gemeinnützige Gesellschaft Neumünster, teils an den Kanton Zürich verkauft, dazu ein Teil des Parks der Villa «Patumbah». Den Rest von 3 Millionen Franken finanzierte man durch eine Hypothek.³⁵

Unter diesen Umständen musste die Rechtsform der Anstalt als Zweigwerk der Evangelischen Gesellschaft geändert werden. Zum einen war die Kranken- und Diakonissenanstalt finanziell längst selbständig. Zum anderen überstieg das künftige Finanzvolumen eindeutig die Belastbarkeit und die Mittel der Gesellschaft. Kanton und Stadt konnten ihre Beiträge nicht an einen mitgliederarmen Verein ausrichten, dessen Schicksal man nicht beeinflussen und der auch in Konkurs geraten konnte.³⁶ So war 1930/31 die Umwandlung in eine selbständige Stiftung, die einer Stiftungsaufsicht unterstand, eine sinnvolle Lösung. Gewissermassen als Bekenntnis zu den Wurzeln erhielt die Evangelische Gesellschaft vier von 25 Sitzen im Stiftungsrat und einen im Stiftungsausschuss. 1933 konnte der Neubau eingeweiht werden, der trotz seiner Dislokation immer noch «Kranken- und Diakonissenanstalt Neumünster» hiess. 1964 wurde die Stiftung, die nun hauptsächlich das Spital mit Annexbauten im Zollikerberg, das Krankenhaus Rehalp und die Altersheime umfasste, angesichts des Rückgangs der Diakonissenzahl in «Diakoniewerk Neumünster» umgetauft, die Klinik selbst 1999 in «Spital Zollikerberg». Ihrem Ursprung hält die Stiftung insofern die Treue, als sie sich in ihrem Leitbild an einer «christlichen, dem Evangelium verpflichteten Haltung» orientiert.³⁷

7.2. Der Evangelische Armenverein

Grundsätzlich herrschte im 19. Jahrhundert Einigkeit darüber, dass Armen mindestens insoweit geholfen werden müsse, dass sie nicht verhungerten oder erfroren. Die Frage war, wer dafür sorgen sollte. Im Kanton Zürich entwickelte sich faktisch eine dreigliedrige Armenfürsorge. Das 1836 erlassene und 1853 revidierte Armengesetz wies die Armenfürsorge den Heimatgemeinden zu. Das bedeutete, dass eine Gemeinde auch für Bürger aufkommen musste, die längst nicht mehr auf ihrem Territorium lebten, ja sogar für deren Kinder und Enkel, da das Gemeindebürgerrecht vererbt wurde. An sich konnte man sich zwar in seiner neuen Wohngemeinde einbürgern lassen, doch war diese häufig nicht interessiert an der Einbürgerung von Armen, die der Gemeindekasse zur Last fallen würden. Vor allem ländliche Gemeinden, aus denen viele Bürger ausgewandert waren, wurden durch dieses System sowohl finanziell wie administrativ überfordert. Zwar konnte der Kanton die Gemeinden mit Beiträgen unterstützen, doch waren diese bescheiden; im Jahr 1900 betrug sie 10 Prozent der staatlichen Armenaufwendungen. Von diesem System überhaupt nicht erfasst wurden ausländische Arme. Die staatliche Armenhilfe, die der Kanton und sämtliche Gemeinden zusammen leisteten, betrug 1846 300'000 Franken, 1863 600'000 Franken, 1880 1,3 Millionen Franken und 1900 1,75 Millionen Franken.

Neben der staatlichen Armenfürsorge entwickelte sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts eine grosse Zahl von privaten Wohltätigkeitsorganisationen. Sie bestritten ihre Ausgaben durch Spenden. Die regionalen Betätigungsfelder, die ideellen Grundlagen und der Kreis der Adressaten waren unterschiedlich; so gab es etwa Armenvereine für Katholiken, Christkatholiken, Juden, Deutsche oder Franzosen. Gesamthaft war ihre Bedeutung beträchtlich. 1889 betrug die Summe der privaten Wohltätigkeit im Kanton Zürich etwa die Hälfte der staatlichen.³⁸

Das strukturelle Problem der Zürcher Armenfürsorge wurde durch den Einsatz der privaten Hilfsorganisationen allerdings nicht gelöst. Daher entstanden nach 1870 in zahlreichen Gemeinden halbstaatliche, «freiwillige Armenvereine». Ihre Adressaten waren Nichtbürger und Ausländer in ihrem Gebiet. Formal handelte es sich um private Vereine. Sie wurden jedoch von den Einwohnergemeinden und dem Kanton subventioniert und hatten das Recht, die an die Bedürftigen ausbezahlten Beiträge von deren Heimatgemeinden oder bessergestellten Angehörigen zurückzufordern.³⁹ Die Bedeutung dieser Armenvereine nahm rasch zu. Der 1878 gegründete «Freiwillige Armenverein Zürich» hatte bereits 1889 ein Budget von 39'000 Franken. Nach der Stadterweiterung von 1893 schloss er sich mit den entsprechenden Organisationen der ehemaligen Vorortsgemeinden zur «Freiwilligen- und Einwohnerarmenpflege der Stadt Zürich» zusammen. Ihre Ausgaben waren etwa gleich hoch wie jene der politischen Gemeinde Zürich für ihre armen Bürger. 1912 betrug sie etwa 450'000 Franken, wobei gut die Hälfte von den zuständigen Bürgergemeinden erfolgreich zurückgefordert werden konnte; den Rest deckten Mitgliederbeiträge (45'000 Franken), Spenden (6000 Franken), die Einwohnergemeinde Zürich (100'000 Franken), die Bürgergemeinde Zürich (25'000 Franken) und der Kanton (12'000 Franken). Der Dualismus zwischen staatlicher und halbstaatlicher Armenfürsorge wurde erst durch das neue Armengesetz von 1929 beendet, als die Verantwortung der Heimatgemeinden aufgehoben und das

generelle Wohnortsprinzip eingeführt wurde. Aus der «bürgerlichen» und der «freiwilligen» Armenpflege wurde das Fürsorgeamt der Stadt Zürich.

Vor diesem Hintergrund muss die Tätigkeit des Evangelischen Armenvereins gesehen werden. Er wurde 1847 vom Kunstmaler David Kölliker mit etwa 20–30 Mitgliedern gegründet. 1851 schloss er sich der Evangelischen Gesellschaft als Zweigverein an, worauf deren Exponenten sogleich im Vereinsvorstand Einsitz nahmen.⁴⁰ Faktisch war der Verein nun eine Filiale der Gesellschaft. Allerdings musste er sich um seine Einkünfte selbst bemühen. Der Umsatz des Evangelischen Armenvereins betrug im 19. Jahrhundert pro Jahr knapp 10'000 Franken. Um die Jahrhundertwende stieg er auf 12'000 Franken, unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg sogar auf 34'000 Franken. Das bedeutete trotz der Geldentwertung eine reale Zunahme,⁴¹ allerdings auch den Rekord. Im Ganzen blieb der Verein innerhalb des gesamten Armenwesens quantitativ eine unbedeutende Grösse. Zum Gesamtaufwand aller privaten Hilfsorganisationen im Jahr 1889 trug er lediglich 1,5 Prozent bei. 1930 machte sein Umsatz, gemessen an jenem der mittlerweile geschaffenen einheitlichen Fürsorgeorganisation, weniger als 1 Prozent aus. Man sei gegenüber der «Freiwilligen- und Einwohnerarmenpflege» nur «ein Veilchen am Wege», stellte der Evangelische Armenverein selbst fest.⁴²

Seine Existenzberechtigung bezog der Evangelische Armenverein aus der Verbindung von finanzieller Unterstützung mit Mission. Er half unbürokratisch, schloss Lücken im sozialen Netz und förderte die «Hilfe zur Selbsthilfe». «Wir begnügen uns nicht damit, die Armen mit einer Unterstützung an Geld abzufertigen, sondern wir möchten ihnen auch persönlich näher treten, uns für ihre Angelegenheiten und Nöte interessieren und nicht nur ihr physisches Elend lindern helfen, sondern sie auch sittlich und geistlich zu heben suchen.»⁴³ Wie für die ganze Evangelische Gesellschaft war für den Armenverein evident, dass neben objektiven Faktoren Unglaube, Faulheit, Genusssucht und Leichtsinn Ursachen der Armut und daher zu bekämpfen seien. Armenverein und Stadtmission arbeiteten eng zusammen; einerseits wiesen die Stadtmissionare ihre Klienten auf den Armenverein hin, andererseits orientierte der Armenverein die Missionare über Gesuchsteller.⁴⁴ Allerdings fehlte es nicht an resignierten Feststellungen, es gelinge kaum, «die neue Liebe zu der im Staub oder nicht einmal im Haus befindlichen Bibel zu wecken und damit Wahrheit, Fleiss, Genügsamkeit, Keuschheit in den häuslichen Herd [...] einzuführen».⁴⁵

Die Unterstützung armer Familien erfolgte auf Gesuch hin, wobei die Gesuchsteller – etwa durch Auskünfte der Stadtmissionare – auf ihre «Würdigkeit» überprüft wurden. Die Praxis war jedoch bedeutend milder als die Theorien über die Armutsursachen. Mindestens drei Viertel aller Gesuche, manchmal über 90 Prozent, wurden bewilligt. Die Zahl der Hilfeersuchen betrug bis zur Mitte der 1870er-Jahre etwa 300 pro Jahr, stieg dann bis zur Mitte der 1880er-Jahre auf über 700 an und ging um 1900 auf etwa 400 zurück. Seit dem Ende der 1860er-Jahre stammten die meisten Gesuchsteller aus Aussersihl, gefolgt von jenen aus der Kirchgemeinde Neumünster (Riesbach, Hirslanden) und Wiedikon.⁴⁶ Erhielten die erfolgreichen Gesuchsteller zunächst teils Geld, teils Naturalien – vor allem Lebensmittel –, so setzte sich bis zur Jahrhundertwende der Geldbeitrag durch. Im Berichtsjahr 1885/86 konnte ein Gesuchsteller pro Jahr mit minimal 10 Franken und maximal 25 Franken rechnen. Das war bei den damaligen Löhnen – ein Maurer verdiente 1885 im Jahr etwa 1200 Franken –⁴⁷ eine sicher will-

Bazar des Evangelischen Armenvereins, 1923. (Quelle: Jb. Armenverein 1923/24)

Warenverkauf

des
Armenvereins der Evang. Gesellschaft
Mittwoch den 14. November 1923
im
Turnsaal der Freien Schule
Waldmannstraße

∞

Sämtliche Artikel:

Bettzeug, Hemden, Hosen, Jacken,
Schürzen, Strümpfe etc. sind von
Frauen, die durch den Verein mit
Arbeit unterstützt werden,
angefertigt.

∞

Wir bitten beim Einkauf Ihres Bedarfs um
gütige Berücksichtigung und bringen zugleich in
Erinnerung, daß unser ständiges Verkaufsalokal

==== Obere Kirchgasse 13 ====

täglich von 10 bis 12 Uhr geöffnet ist.

kommene, aber doch bescheidene Unterstützung. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs stieg der Maximalbetrag auf 120 Franken im Jahr.

Bereits in den 1850er-Jahren trat neben die materielle Unterstützung die Hilfe zur Selbsthilfe. Über das Damenkomitee des Vereins wurden arme Frauen mit Strick- und Näharbeiten beschäftigt, wobei im letzteren Fall die Damen das Zuschneiden der Stoffe besorgten und die abgelieferten Produkte auf ihre Qualität prüften. Die Heimarbeiterinnen – um 1900 etwa 50 – erhielten vom Verein das Material und einen Lohn. Ihre Werke wurden an der Geschäftsstelle und im Rahmen eines Jahresbazars verkauft, wobei der Ertrag vor allem im 20. Jahrhundert meist etwas über dem Aufwand lag und somit den bedürftigen Armen zugute kam. Je länger je mehr spielten Produktion und Verkauf von Textilien im Vereinshaushalt die grössere Rolle als Spenden und Geldgeschenke. 1880/81 umfasste der erstgenannte Bereich noch etwa 20 Prozent, der andere 70 Prozent; 1929 war das Verhältnis ziemlich genau umgekehrt.

Im Unterschied zu anderen Zweigen der Evangelischen Gesellschaft überstand der Armenverein die Finanzkrise der 1930er-Jahre.⁴⁸ Unter dem Motto «Mir lised für den General» nähten und strickten die Frauen während des Zweiten Weltkriegs auch für die Armee. Nach dem Krieg nahte allerdings das Ende. Der Umsatz sank von 19'000 Franken (1939) auf 10'000 Franken (1950). Unmittelbarer Anlass für die Liquidation war der Verlust der Räumlichkeiten an der Kirchgasse 13 wegen eines Umbaus.⁴⁹ Die letzten Näherinnen und Strickerinnen konnten der Zentralstelle für kirchliche Gemeindefarbeit zugeführt werden.

7.3. Hilfe für Gefährdete und Straftentlassene

Kurz nach ihrer definitiven Gründung rief die Evangelische Gesellschaft 1849 einen «Schutzbefohlenenverein» ins Leben. Ziel war es, junge Männer, die ein Verbrechen begangen hatten oder sonst in Gefahr standen, «dem Verderben anheimzufallen, [...] durch Beaufsichtigung und passende Versorgung zu erretten und zu einem sittlichen Leben zurückzuführen».⁵⁰ Das sollte dadurch erreicht werden, dass jedes Mitglied eine Patenschaft über einen «Schützling» übernahm. Hauptinitiant und einziger Präsident des Unternehmens war Heinrich Mousson (1803–1869), der von 1839 bis 1845 Regierungsrat des Kantons Zürich war, 1847 Stadtrat und 1863 Stadtpräsident von Zürich wurde.

Der Verein hatte kaum 20 Mitglieder und war faktisch eine Kommission der Evangelischen Gesellschaft. Zudem entstand 1855 auf Initiative der Justizdirektion ein konfessionell nicht gebundener «Schutzverein für entlassene Sträflinge» mit etwa 500 Mitgliedern, darunter dem Aktuar der Gesellschaft, Diethelm Hofmeister. Dieser hatte sich um Straftentlassene zu kümmern und ihnen Stellen zu vermitteln. Dem Zweigverein der Evangelischen Gesellschaft verblieben somit als Klientel nur noch die gefährdeten, aber nicht straffällig gewordenen Jugendlichen. Mehr als gleichzeitig 13 Schützlinge hatte der Verein nie zu betreuen, meist waren es zwischen vier und acht. Die Hauptaufgabe des Paten bestand darin, für den ihm anvertrauten Jugendlichen einen Lehrmeister zu finden. Zu einer direkten persönlichen Beziehung kam es kaum.⁵¹

Bis 1866 betreute der Verein insgesamt 50 gefährdete Jugendliche, von denen sich jedoch die Hälfte nicht in der gewünschten Art entwickelte. Entsprechend wurden die Patenschaften vorzeitig aufgelöst. Von den noch vorhandenen Anvertrauten befand sich ein Teil bei Lehrmeistern, ein Teil in «Rettungsanstalten», das heisst Erziehungsheimen. Nach dem Tod Heinrich Moussons wurde der Schutzbefohlenenverein 1872 liquidiert.

An der Gründung und am Betrieb von «Rettungsanstalten» für verwahrloste Kinder und Jugendliche war die Evangelische Gesellschaft direkt nicht beteiligt. Wie bei den Schulen⁵² gab es aber auch hier personelle Verbindungen. So spielten bei der Gründung der Anstalt «Friedheim» 1847 in Bubikon David Rahn, Diethelm Hofmeister und Hans Konrad Bleuler, alle Mitglieder des Zentralkomitees, eine entscheidende Rolle.⁵³ Jakob Goldschmid, der wichtigste Vertreter der Gesellschaft in Winterthur, war massgebend an der Gründung des Heims «Sonnenbühl» (1863) in Oberembrach beteiligt.⁵⁴ Evangelisch-konservative Ursprünge und Verbindungen hatte auch die 1837 gegründete Rettungsanstalt «Freienstein».⁵⁵

Die «Herberge zur Heimat», 1998. (Quelle: Baugeschichtliches Archiv, Zürich, 52526)



140 Jahre nach Heinrich Mousson griff die Evangelische Gesellschaft dessen Idee, etwas für die Resozialisierung von Straftlassenen zu tun, wieder auf. 1988 gründete sie zusammen mit der reformierten und der römisch-katholischen Landeskirche einen «Verein für Straftlassene». Dieser mietete ein Haus in Zürich-Wipkingen⁵⁶ und brachte dort 13 Straftlassene unter. Der Aufenthalt sollte höchstens zwei Jahre dauern. Tatsächlich blieb die Hälfte der Insassen deliktfrei. Diese Bilanz wurde freilich überschattet, als ein Bewohner und eine Bewohnerin – ausserhalb des Hauses – je ein Tötungsdelikt begingen. Da sich schliesslich nur noch sehr «schwierige Fälle» für den Aufenthalt interessierten, fühlte sich der Verein überfordert und löste sich im Jahr 2000 auf.

7.4. Die «Herberge zur Heimat»

Die Idee, wandernden Handwerkern eine preisgünstige Unterkunft mit religiöser Betreuung anzubieten, geht auf Johann Heinrich Wicherns Konzept der inneren Mission zurück.⁵⁷ Sein Freund Clemens Perthes (1809–1867)⁵⁸ gründete 1854 in Bonn die erste «Herberge zur Heimat» und beschrieb sein Konzept in dem Buch «Das Herbergswesen der Handwerksgesellen» ein Jahr später. Vor dem Ersten Weltkrieg existierten in Deutschland 450 solche Herbergen mit 18'000 Betten.

In Zürich entstand 1858 das «Kosthaus zum Wellenberg» in Form einer Aktiengesellschaft, an der die Evangelische Gesellschaft beteiligt war. Als diese sieben Jahre später Teile des ehemaligen Universitätsgebäudes am Augustinerhof 2 erwarb, wurde das «Unternehmen Kosthaus» aufgegeben. Stattdessen ergriffen Mitglieder des «Jünglingsvereins»,⁵⁹ unter ihnen Hermann Eidenbenz und David Kölliker, die Initiative und gründeten 1866 die «Herberge zur Heimat», welche in die unteren Räume der neu erworbenen Liegenschaft einzog. Verantwortlich für den Betrieb war zunächst ein Komitee, das aus Vertretern des Jünglingsvereins und der Evangelischen Gesellschaft bestand.⁶⁰ Da Letztere zudem Vermieterin war, war ihre Beziehung zur «Herberge» von Anfang an sehr eng. 1882 wurde diese zu einem Zweigwerk der Gesellschaft. Den Gästen wurde Halbpension zu 1.35 Franken (1878/79) sowie eine – freiwillige – Abendandacht angeboten. Die Herberge mit etwa 60 Schlafplätzen war meist voll belegt; die Gäste blieben im Allgemeinen ein oder zwei Nächte. Nicht alle waren «Selbstzahler»; etwa ein Drittel von ihnen war mittellos und wurde der Herberge von einer caritativen Organisation – etwa der Zürcher «Hilfsgesellschaft» oder dem Freiwilligen Armenverein⁶¹ –, welche die Kosten übernahm, zugewiesen. Die Herberge vermittelte auch Arbeitsstellen – pro Jahr zwischen 1000 und 2000. Ganz glücklich war man über die Gäste nicht immer: «Die Rohheit, Bosheit und das ausgelassene Wesen unter den jungen Leuten hat nicht abgenommen und erschwert die Aufgabe des Hausvaters sehr.»⁶²

Umbaupläne und die begrenzte Kapazität führten 1897 dazu, dass die Herberge in ein neu erworbenes Haus, den «Roten Löwen» an der Geigergasse 5, zog.⁶³ Hier gab es 90 Plätze und ein differenzierteres Angebot von Zwei-Bett- bis zu Acht-Bett-Zimmern. Ein umfangreicher Umbau, der das bereits 1905 erworbene Nachbarhaus Geigergasse 3 («Kleiner Löwe») mit einbezog, erfolgte zwischen 1949 und 1951 und erhöhte die Zahl der Plätze auf 136. Eine weitere Renovation zwischen 1982 und 1984 reduzierte die Kapazität wiederum auf 70 Betten in 32 Räumen. Grund für diese Kehrtwende waren eine veränderte Klientel und längere Aufenthalte. 1993 konnte man noch 55 Gäste in 17 Einzel-, 16 Zweier- und zwei Dreierzimmern unterbringen.

Unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg – ein Zeichen der günstigen Wirtschaftsentwicklung – stieg der Anteil der «Selbstzahler» auf 80 Prozent. In den 1930er-Jahren dominierten dagegen vom Fürsorgeamt zugewiesene Gäste, oft Arbeits- und Obdachlose. Neben diese traten in den 1950er-Jahren eben eingewanderte Arbeiter, die von hier aus eine dauerhafte Bleibe suchten. Mit der ansteigenden Konjunktur fielen diese weg; die Herberge wurde nun immer mehr zum Daueraufenthaltsort für «Randständige». Am Ende des 20. Jahrhunderts definierte sich die Herberge als «Wohn- und Durchgangsheim für obdachlose und alleinstehende Männer aus Stadt und Kanton Zürich».

Die «Herberge zur Heimat» erzielte bestenfalls kleine Überschüsse. Von den 1960er-Jahren an wuchs das Defizit, von dem die Stadt Zürich einen Teil trug. Die Renovation von 1982/84 wurde zum grössten Teil durch Subventionen – Stadt und Kanton Zürich, Bundesamt für Sozialversicherungen, städtische Zentralkirchenpflege – finanziert. Die Betriebskosten von 1997 wiesen ein Defizit von 0,5 Millionen Franken aus, das überwiegend die öffentliche Hand deckte. Seither ist die Objektfinanzierung durch die Subjektfinanzierung ersetzt worden: die Sozialleistungen gehen nicht mehr an die Institution, die kostendeckende Preise verlangen muss, sondern an die einzelnen Insassen.



Das Hospiz «Augustinerhof», um 1900. (Quelle: Jb. Ev. Ges. 1969)

In Winterthur bestand seit 1898 eine selbständige «Herberge zur Heimat», die 1906 von der Evangelischen Gesellschaft gekauft wurde. Da die Mittel für eine Renovation fehlten, wurde der Betrieb 1946 aufgegeben und das Haus verkauft.

7.5. Christliche Hospize

1884 erwarb die Gesellschaft das Haus «Zum Widder» am Rennweg und richtete darin ein «Hospiz für anspruchsvolle Gäste» ein. Das Hotel bot 34 Betten in 24 Zimmern und hatte eine Auslastung von 60–70 Prozent. Nach kurzer Zeit erhielt es jedoch einen grösseren Nachfolger. 1896/97 kaufte die Gesellschaft das Hinterhaus (Augustinerhof 3) zu ihrem bereits bestehenden Vereinshaus (Augustinerhof 2) sowie das vorgelagerte Areal an der St. Peterstrasse. Hier wurde 1898 als Neubau das «Gasthaus zum Augustinerhof» eröffnet, das mit den beiden – teils umgebauten – Altbauten verbunden war. Der «Widder» wurde verkauft. Der «Augustinerhof» bot 60 Betten und einige Säle an. Die Auslastung war sehr gut; sie betrug 1906/07 fast 90 Prozent. In der Wirtschaftskrise der 1930er-Jahre war die Frequenz allerdings geringer. Von 1936 bis 1965 besorgte der Schweizerische Verband Volksdienst (SVV) den Betrieb in Pacht. Das Ende des «Augustinerhofs» kam mit der Hochkonjunktur der 1960er-Jahre. Die steigenden Kosten im Gastgewerbe sowie jene für eine notwendige Modernisierung



Zimmer im Hospiz «Seilerhof» 1943. (Quelle: Baugeschichtliches Archiv, Zürich, 7536)

standen in keinem Verhältnis zu dem zu erwartenden Ertrag, es sei denn durch den Ausbau zu einem Luxushotel, was aber nicht zu den Zielen der Gesellschaft gehörte. 1971 verkaufte die Evangelische Gesellschaft den «Augustinerhof» an das benachbarte Bankhaus Bär.⁶⁴ An seine Stelle traten 1975 zwei rechtwinklige Neubauten; erhalten und in den Bankbereich eingegliedert wurde das Haus Augustinerhof 2.

An eine Kundschaft mit etwas höheren Ansprüchen als jene der «Herberge zur Heimat» richtete sich die 1911 eröffnete Herberge «Seilerhof» an der Häringstrasse 20. Diese verfügte bei ihrer Eröffnung über 90 Betten in 35 Zimmern. Seit einem Umbau 1938 bezeichnete sie sich als «Gasthof für bescheidene Ansprüche». Dieser beherbergte Handwerksgesellen in fester Anstellung, während des Zweiten Weltkriegs auch zurückgekehrte Auslandschweizer, Flüchtlinge und Internierte. In den 1950er- und 60er-Jahren dominierten Touristen. 1962 betrug die durchschnittliche Auslastung 70 Prozent. In der Folge wurden indessen die wachsenden Ansprüche der Kundschaft, steigende Lohnkosten, der Personalmangel im Gastgewerbe, der Renovationsbedarf und die geringe Grösse des Hauses zum Problem. Darüber hinaus wurde der Standort im Niederdorf wegen des Drogenverkaufs und der sich ausbreitenden Erotik-Branche für eine christliche Herberge allmählich fragwürdig. 1977/78 wurde der «Seilerhof» in ein Verwaltungszentrum der Evangelischen Gesellschaft und ihrer Zweige umgewandelt.

Der Bruder der Schriftstellerin Johanna Spyri, Christian Heusser, vermachte das «Doktorhaus» in Hirzel der Evangelischen Gesellschaft, die das Erbe 1919, nach dem

Tod der letzten Schwester Heussers, antreten konnte. Sie richtete darin das «Christliche Erholungsheim Meta Heusser»⁶⁵ ein, das – allerdings nur im Sommer – 35 Gäste beherbergen konnte. Rentabel war es indessen nicht, sodass es 1942 an eine private Bibelschule verkauft wurde.

Im Unterschied zur «Herberge zur Heimat» erzielten die Gasthäuser «Augustinerhof» und «Seilerhof» in der Regel Überschüsse, die in den 1950er-Jahren fünfstellig waren, in den 1960er-Jahren sogar über 100'000 Franken betrugen. Für die Gesellschaft, die sich seit der Mitte der 1930er-Jahre einer harten Sanierung unterziehen musste, waren dies wichtige und vor allem relativ sichere Einnahmen. Noch stärker fielen die Vermögensgewinne durch das Steigen der Bodenpreise ins Gewicht. 1910 wurde der Wert des «Augustinerhofs» auf 430'000 Franken geschätzt, 1971 wurde er für 15 Millionen Franken verkauft.



Die «Herberge zur Heimat» an der Geigergasse 5 in Zürich am 26. August 2010. (Foto: Bernhard Schneider)